

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 1 (1988)

Artikel: Die Calcitluft im Gonzen
Autor: Adank, This
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-892950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Calcitkluft im Gonzen

This Adank, Trübbach

In den Stollen des Gonzenbergwerks war Werktag. Vor Stunden waren die Arbeiter eingefahren, hatten sich zusammengedrängt in den kleinen Wagen geduckt, in denen man miteinander kaum ein Wort reden konnte, so gross war der Lärm. Dann waren sie durch den Förderstollen zur Fahrung I gekommen, hatten den Aufstieg unter die Füsse genommen, zuerst zur Galerie I, dann den zweiten in nördlicher Richtung zur Galerie II, von dort aus waren sie den Bremsberg Nauswand hinaufgewandert, hatten die kleine Bahn bestiegen, die noch mit einer Diesellok lief, und waren endlich an ihrem eigentlichen Arbeitsort, am oberen Ende des Fluhwand-Bremsbergs, angekommen.

Nun dröhnten die Bohrer im Erz, das sich hier in Steillagern Richtung Sargans bewegte und bis hinunter zur Kote 330 m lag, rund 200 m unterhalb der Talsohle. Doch Christli war das Wurst. Er hatte hier zu bohren, und als guter Erzbohrer tat er seine Pflicht: schräg hinein von links, dann 40 cm daneben gerade, und wieder 40 cm von der anderen Seite gegenseitig schräg. Der Bohrer dröhnte, die Hand, die den Griff hielt, zitterte. Christli wusste, dass er das Steillager von der Seite her, praktisch am Rand, anbohrte. Er konnte sich auf sein Werkzeug verlassen: Die Schlagbohrmaschine gab 5000 Schläge pro Minute, und der Hartmetallschneider erlaubte ihm bis 220 Meter Bohrloch. Christli dachte zurück an den Nauskopf vor und während des Krieges. Damals gab es nur 19 Tonnen pro Mineurschicht, heute bis zu 40 Tonnen, mehr als das Doppelte. Christli wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das wenigstens ist gleich geblieben, dachte er, diese hohe Luftfeuchtigkeit in allen Stollen.

Christli dachte an die kühnen Bohrungen im Naus: Hoch über dem Boden, einen Fuss im Gestein, das Knie auf einem leichten Felsvorsprung, das andere Bein angestemmt auf der anderen Seite der Nische, die er freigemacht hatte, bohrte

er stundenlang im unendlich harten Erz, schweissgebadet, nass bis auf die Haut, hundemüde und doch ständig dran, bis die letzte Stunde der Schicht zu Ende war und er gebückt und gedrückt dem Stolleneingang zuing. Das waren noch Zeiten! Er zuckte zusammen: Der Bohrer hatte einen deutlichen Hüpfen gemacht, retour, gegen ihn. Was war das? Etwa das verfluchte Magnetit, das härter und zäher als Eisenerz ist und ihm das Bohren zur Höllenarbeit gestaltete? Nein, denn jetzt bohrte er wieder normal. Normal? Da ging es ja überhaupt keinen Zentimeter mehr hinein. Christli stellte den Motor ab, zog den Bohrer aus dem Loch und überlegte, ob er den Chef rufen sollte. Doch weit und breit, oben und unten war niemand ausser seinem Handlanger, und

dem konnte und wollte er nichts sagen. Der hatte bloss seine Prämie im Kopf und interessierte sich kaum für geologische Fragen. Christli überlegte: Bohrte er weiter, würde ihm dasselbe passieren wie bisher, das heisst, er würde das neue Gestein, das er offenbar angebohrt hatte (und das sich nicht wie Kalk oder Erz verhielt), nur zerstückeln. Aufhören? Nein, das ging ihm auch wider den Strich. Ein Schuss? Ja, das war's. Dann könnte er anderntags nachschauen, was da war: ein geheimnisvolles neues Gestein oder einfach eine Stelle, die sein gut gehärteter Bohrer nicht zu durchstossen vermochte. So begann er, das Loch zu stopfen. Er blies eine kleine Menge des pulverförmigen Sprengstoffs in das Loch, schloss die Zündschnur an und stopfte Zeitungen



und Dreck darüber. Dann stieg er in den Bremsberg hinunter, wo der Akkumulator lag, schloss die Leitung an und befahl seinem Handlanger, sich in Sicherheit zu bringen, was dieser noch so gerne tat. Dann zog er den Akku auf und drückte den Zünder hinunter. Ein dumpfer und recht dünner Knall erfolgte, und Christli stand auf, schaute zum Loch hinüber, wo noch dichte Gaswolken hervorquollen. Nichts zu schauen heute. Er zog seine Sackuhr heraus: bald vier Uhr. Von 16.00 bis 07.00 Uhr wurde im Bergwerk nicht gearbeitet. Er hatte seinen Schuss zur rechten Zeit gesetzt. Langsam ging er zum Gesenk Fluhwand hinunter, das direkt zum Bahnhof und zum Züglein führte. Aber den ganzen Tag und die halbe Nacht wurde er den Gedanken an sein Loch nicht los: Was war das wohl, was er angebohrt hatte? Ein Bergkristall? Die konnte es in diesem Kalkhoger gar nicht geben. Oder fauler Kalk? Dann wäre bestimmt Wasser aus dem Loch geflossen. Während er lange und intensiv darüber nachdachte, verging die Nacht langsam, und beim ersten Morgengrauen war er wieder auf den Beinen und beim Kaffee – in seinen tiefen Furchen im Gesicht waren Zweifel und hohe Erwartung zugleich zu lesen.

Er stand schon eine halbe Stunde, bevor der Zug einfuhr, in Vild. Das kleine Züglein ging langsam, dünkte es ihn, und kaum war er beim Bahnhof, hastete er wieder den «Ufhou», die Fahrung, hinauf und kam zur Bohrstelle. Das Gas war verrauchert. Zitternd vor Erwartung hielt er seine Lampe in die Höhe und schaute in das kopfgrosse Loch. Da erlebte er etwas, was die kleinen Bergbewohner in unseren Alpensagen immer wieder erlebt haben, wenn sie nach Gold oder Silber suchten und irgendwo im Bergwald einen Felsbrocken behämmerten: Es blitzte ihm aus tausend kleinen Lichtlein in die Augen.

Er schloss sie und öffnete sie wieder: Die Lichtlein waren immer noch da. Er rief seinem Handlanger, der auch hineinschaute: «Ja, das sind Lichter, Hunderte.» Aber was hatte das zu bedeuten? Christli überlegte. Eine Kristallhöhle ist das nicht, weil es hier keine Bergkristalle gibt. Da kam ihm in den Sinn: Calcit, ja, Calcit mochte es sein. Er hatte schon einige solcher Brocken durchbohrt, selten in kristalliner Form, meist als Adern im Kalk, weisse, unwahrscheinlich weisse Schlieren im grauen Alpenkalk. Jetzt rief er dem Vorarbeiter, und der holte den Chef. Alle schauten in das Loch und alle hatten den Eindruck, ein kleines Wunder sei geschehen. Der Direktor befahl, die Öffnung weiterzutreiben, aber vorsichtig, damit die Kluft nicht übermässig verletzt werde, und ging wieder in sein Büro, von wo er seinem Kollegen Studer, dem Geologen an der Uni Bern, telefonierte. Seltensamerweise sagte der ihm sogleich: «Lass niemand hinein, ich komme sofort.» Sprach's, setzte sich in den nächsten Schnellzug und fuhr Richtung Sargans. Man hatte inzwischen das Loch in Erz und Kalk weiter gemacht, so dass der Professor ohne weiteres hineinkriechen konnte. Was er da sah, liess ihn alles vergessen: Calcitwände in einer solchen Vielfalt, mit Brocken von derartiger Grösse, wie er sie in seiner Zeit als Geologe noch nie erblickt hatte, und in solchen Mengen, dass er sich selbst als Wissenschaftler noch im Märchenland glaubte.

Er liess sich von Christli eine Wand mit den Brocken von eindrucklicher Grösse – die einzelnen Kristalle hatten Seitenlängen bis 86 cm – numerieren, von 1 bis 12, und bat den Direktor, ihm diese eine Wand zu überlassen, er wolle sie im Naturhistorischen Museum in Bern wieder genau gleich aufbauen und ausstellen. Das wurde ihm gewährt, und noch heute, 22 Jahre später, stehen Leute staunend

still vor diesem glitzernden Wunder, das sich hier inmitten von grauem Kalk und rotem Erz in kristallener Klarheit angeboten hatte.

Von diesem Jahr 1965 dauerte es noch ein weiteres, bis die Gruben geschlossen, der Erzabbau bis auf unendliche Zeiten abgebrochen wurde. Schon während dieses letzten Jahres waren alle Arbeiter noch in der Calcitkluft gewesen, und da und dort war ein Calcitkristall abgebrochen und irgendwo auf einem Sims oder gar in der nächsten Wirtschaft aufgetaucht. Dann waren die Strahler gekommen und hatten die grösste Calcitgrube der Alpen besichtigt. Und als die Gruben geschlossen und versiegelt wurden, kamen sie erst recht und begannen mit Sprengarbeiten, stundenlang, tagelang, denn der weisse Kalkkristall war ein gesuchtes Material und liess sich trefflich ausstellen. Die wilden Strahler hausten derart, dass man heute kaum mehr ins Loch kriechen kann. Über dem Eingang schwebt ein mächtiger Kalkbrocken, und wenn der einmal schliesst, bleibt dem Besucher nur noch eines: Calcit zu essen. Doch der ist hart und nicht zu beissen, und so ist es geblieben: Bei den Führungen im Gonzenbergwerk bleiben die Stollenführer einen Augenblick stehen, erzählen ihren Gästen etwas von dieser Calcitkluft, aber hineingehen, das tun sie und das tun auch die Gäste nicht. Nur hie und da machen sich Besucher über den Schutt her, der durch das grosse Loch heruntergefallen ist, und suchen die weissen Klötze mit ihren Rhombenseiten im Sand, um sie mit nach Hause zu nehmen und ihren Kindern zu zeigen: «Schau, das habe ich gefunden, zwei Kilometer im Innern des Gonzens, in einer hohen und steilen Kluft. Die sind im Wasser geboren worden vor vielen tausend Jahren und sind auch heute noch, was sie einst waren: die schönsten Steine im Berg.»